



Abend-

Zeitung.

63.

Freitag, am 14. März 1834.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler (Th. Hell.)

Der Rheinschiffer.

(Fortsetzung.)

Zum ersten Mal in seinem Leben ergriff jetzt der General des Strickreiters Hand, denn nicht länger konnte er die Freude verbergen. Und ließ er des Dieners Hand auch schnell wieder fahren, so sagte er doch mild und lächelnd: Ihr seyd sehr vernünftig, Erdmann, ich lobe Euch darum, ich bin mit Euern nüchternen Ansichten sehr zufrieden. Künftighin wird freilich Manches anders werden, denn ich bin es den zwei Glücklichen schuldig, Euch von mir zu entfernen, sobald ich den Kriegsdienst verlasse. Kundschaftet Ihr mir aber einen Spieler aus, der Euch gleich steht an Fertigkeit, so sollt auch Ihr mit mir zufrieden seyn, sollt es nicht bereuen, daß ich Euch von mir weise, denn ich schaffe Euch dann dennoch eine Hauptmannstelle.

Erdmann verbeugte sich zwar und dankte für das gnädige Versprechen, aber die Räthsel, die jetzt vor ihm sich häuften, drückten mit Bangigkeit auf ihn ein. Es wurde ihm schwer, den Takt nicht zu verlieren, und so fuhr er erst nach einer Pause listig wieder fort: Ihr wollt die Uniform ausziehen, Herr General? wollt abgehen von dem Heere? wollt mich von Euch entfernen? und das alles des Brautpaares wegen? — In der That, Ihr müßt sehr Wichtiges erfahren haben, — sehr Großes muß Euch zugestossen seyn, — dürfte ich als Knecht daran Theil nehmen,

könnte ich dabei vielleicht einen Dienst erweisen, Blut und Leben steht Euch von mir zu Gebote.

Er hoffte, der General werde doch wenigstens ein Wort gegen ihn äußern, welches über das Räthsel einiges Licht geben konnte, — aber dieser wendete sich um zu raschem Gange, schwieg und weihete ihn mit keiner Sylbe ein in das neue Geheimniß. Erdmann hartete vergebens, und schon fürchtete er, das Gespräch möchte zu Ende seyn. Diese Furcht aber ängstete ihn sehr, denn eine wichtige Sache noch hatte er auf dem Herzen, und Augenblicke, wie die gegenwärtigen, wurden ihm bei seinem Herrn äußerst selten zu Theil. Doch der General trat wieder zu ihm und fragte mit demselben milden Tone wie vorher: Wie sagtet Ihr? Der Bürgermeister hat Euch einen Wunsch erfüllt? Habt Ihr ihn gesprochen?

Das war die Frage, auf welche Erdmann ängstlich gelauert hatte. Denn wie die Sache nun auch stehen mochte, — eine Erwähnung der Unterschrift, eine vorbeugende Schilderung der dabei obgewalteten Umstände war jetzt nöthig. Auch hoffte Erdmann, seit er wußte, daß der General nicht selbst nach Margarethens Hand verlange, derselbe werde die Unterschrift nicht von so großer Wichtigkeit finden, als es vielleicht zu erwarten stand. Geschmeidig gab er daher auf die Frage seines Herrn zur Antwort: Ja, Herr General, ich war dort, ich habe den Bürgermeister gesprochen. Er versicherte höflich und bedauernd, daß er seine Tochter mir geben würde, wenn sie

nicht bereits einen Bräutigam hätte. Nun, — fuhr er gewandt und mit gefälligem Frohsinne fort — nun, Herr General, wenn das auch nur eine Artigkeit war, ich begnügte mich damit sehr gern. Denn jetzt erst wurde mir's ja möglich, meine kleine Neckerei an den Tag zu legen. Ich bat ihn nämlich, mir diese mündliche Versicherung auch schriftlich zu geben.

Und das that er auch? — fragte der General — Ihr erlangtet es?

Freilich nicht gern, — fuhr Erdmann lächelnd fort — und das konnte ich mir vorher auch schon denken. Aber darum eben, weil er es nicht gern that, bestand nun meine Neckerei darin, daß ich ihn dazu zwang. Ich verstellte mich, ich bedrohte ihn, machte ihn ängstlich, und so willigte er denn ein. Nun bin ich denn auch völlig zufrieden. Die schriftliche Versicherung hat für mich freilich keinen Werth, denn gesetzt auch, des Bürgermeisters Tochter hätte keinen Bräutigam, mir würde ihre Hand dann doch nicht zu Theil, — und könnte sie mir zu Theil auch werden, ich würde sie ausschlagen, — mein Sinn, mein Leben paßt nicht dahin. Die schriftliche Versicherung hatte also eigentlich nur so lange für mich Werth, als ich ihn mit der Ausstellung derselben quälte. Jetzt aber, wo ich sie besitze, gilt sie mir nichts.

Zeigt mir doch dieselbe, — sagte der General ernster als früher — gebt sie her.

Sehr gern! — erwiderte unbefangen Erdmann und griff, ämsig suchend, in seine Taschen — Ihr könnt sie behalten, Herr General, ich brauche sie ja nicht. Ich will nicht hoffen, — fuhr er, nachdem er vergebens gesucht hatte, fort — ich will nicht hoffen, daß ich sie liegen ließ in Speier, erlaubt mir, in meiner Satteltasche noch nachzusuchen, dort könnte sie stecken.

Er eilte auf den Zehen hinaus und der General sah gnädig ihm nach. Draußen aber sagte Erdmann zu sich selbst: Jetzt gilt es, — nur die List, nur die Klugheit nicht verloren! — Mag's kommen wie es will, die Unterschrift behalte ich! Sie soll, sie muß mir noch Rache verschaffen! Sie kann es auch, sie wird es auch! — Kommt Zeit, kommt Rath! — Wollt Ihr mich entfernen, so will ich Euch doch wenigstens ein Andenken hinterlassen!

Mit tückischen Augen stand er eine Weile im Stalle bei seinem Pferde, verberg das auf seiner Brust liegende Papier noch sicherer und ging dann zurück in die Stube. Hier nahm er wieder ganz die geschmeidige Freundlichkeit an, trat leise zum Spieltische, an

welchem wartend der General saß, und sagte bedauernd: Hätte ich geahnt, daß Euch an dem Papiere gelegen seyn könnte, ich würde es dann wichtiger behandelt haben als ich es gethan. Wahrhaftig, ich beklage es sehr, daß ich es so gering achtete, — es ist liegen geblieben in Speier. Der Wirth hat es sicher gefunden und ich gedenke Euch dasselbe überreichen zu können, sobald wir nach Speier zurückkehren.

Gut, — antwortete kurz der General, als sey er von des Dieners Aufrichtigkeit überzeugt und mit dessen Bereitwilligkeit zufrieden — sehet Euch, ich muß nun spielen, ich freue mich darauf, ziehet aus, machet mir's schwer.

Erdmann gehorchte; das Spiel dauerte lange. — Der General ließ die Reiter nach einer Stunde schon aufbrechen, er selbst aber verließ den Spieltisch erst dann, als der Morgen völlig angebrochen war. — Nun jagte er auf seinem muthigen Rosse den Vorauszugezogenen nach. Hinter ihm her sprengte der Strickreiter. Auf den Weinbergen wurde es lebendig, die Sonne leuchtete goldig und die Winzer begannen die Traubenärnte. Nach einigen Stunden hatten die Reiter die Vorausgezogenen eingeholt.

Auch an dem Ufer des Rheins schien hell jetzt die Sonne. Aus den Wellen dampfte blauer Nebel zu dem herbstlichen Himmel. Einzelne Schiffe durchschnitten die Fluth und zogen lichte Furchen durch den Wasserrauch. In diese Furchen drängte sich buhlend die Morgensonne, bis dieselben wieder zusammenwogten und so in der dampfenden Masse verschiedene Umrisse einer großartigen Beleuchtung erzeugten. — Mit düsterem Auge stand Heinrich am Ufer und sah hinein in dieses bewegliche Schauspiel. Er breitete einen alten Mantel auf das thauige Gras, setzte sich nieder und legte seinen verbundenen Arm in den Schooß. Schon in der Morgendämmerung hatte er seine kleine Wohnung verlassen und war herauSGeeilt an den Strom. Er konnte sich's denken, daß bei guter Zeit schon der Bürgermeister schicken oder selbst kommen würde, um zu erfahren, von welchem Erfolge jener Versuch gewesen sey in der vorigen Nacht. — Zorn und Mißmuth aber lagen auf Heinrich's Seele, Alles war gescheitert, eine gute Botschaft konnte er den Lieben nicht bringen, und doch fühlte er die Verpflichtung, auch die schlimme Nachricht ihnen nicht zu verbergen. Darum wollte er denn jetzt im Freien Ruhe und Fassung gewinnen, wollte durch das Anschauen des Stromes, der ihn täglich trug, in schwimmender Werkstätte erstarken und heiter werden, wie er

es ja so oft schon geworden war, wenn er mit Unmuthe und Sorgen daheim fortging und sich herausbegab auf das gewohnte Element. Dießmal freilich konnte er auf demselben nicht arbeiten, mußte sich nur mit dem Anblicke begnügen. Aber auch dieser schon that seine Wirkung, denn er stellte ihm ein Bild seines Lebens vor die Augen. Der blanke Strom war verhüllt, die Sonne stritt mit dem Nebel — der Nebel wich, die Sonne drang durch — hell lag die majestätische Fluth, frisch und blau strich die Luft in die Segel, klar stand die Welt nun vor ihm. Ja, — sagte er leise vor sich hin — so soll's auch bei mir nun seyn. Die Sonne der Freundschaft soll sie verdrängen alle die Nebel, die sich um meine Seele legen. Fort mit dem Schmerze — es muß nun vorbei seyn damit, soll's der Donner! — Hätte ich nur — fuhr er nach stillem Nachdenken fort — hätte ich nur von meiner gestrigen Schuld einen Theil löschen können auch durch die That. Der Wille war gut, soll's der Donner! das kann ich auch mit meinem Arme beweisen, — aber was hilft das? Ja, wäre die Wunde doch tausendmal schlimmer, ich würde dennoch freudig den Arm erheben, könnte ich nur heute die Unterschrift darreichen. Der Vater würde sich freuen wie ein Fürst, der die verlorene Krone wieder erlangt, — Margarethe würde ruhiger werden und Martin's Hand könnte ich freudiger ergreifen, könnte ihm getroster in's Angesicht schauen, soll's der Donner!

Das kannst Du auch jetzt, — sprach hinter ihm plötzlich eine Stimme — ja, das sollst Du, Freund!

Martin! — rief Heinrich erschrocken und sprang auf — weist Du's?

Nun weiß ich Alles, — fuhr Jener fort, indem er auf Heinrich's verbundenen Arm sah — Vater und Margarethe ahneten das. Ich war dort, sie erzählten mir Alles, sie schickten mich heraus —

Alles? — fiel Heinrich ein und sah zu Boden — Hat Margarethe Dir Alles gesagt? Alles?

Alles, — antwortete Martin und ergriff Heinrich's Hand — ich verzeihe es Dir, ich kenne Dich ja.

Und hat sie es verstanden? — fragte dieser eifrig fort — habe ich mich verrathen?

Nein, — erwiederte Jener beruhigend — eine leise Ahnung nur hatte sie, aber auch diese habe ich ihr genommen. Jetzt ist sie ruhig darüber, nur Sorge um Dich noch kummert ihr Herz. Und der Vater — sagte er trauernd — fast ist er trostlos. Die gegebene Unterschrift kommt nicht aus seiner Seele. Lau-

send Gedanken steigen darüber in ihm auf. Die Stärke, die Fassung, die er sonst immer zeigte, wenn Trauriges ihm begegnete, ist von ihm geschwunden. Die Augenblicke, wo Erdmann das Messer auf ihn zückte und dann seine Hände frevelnd nach Margarethen ausstreckte, sie haben sich schwarz in das Vaterherz gegraben, sie werden lange noch störend in demselben zurückbleiben. Und beim Himmel! — seufzte er — diese Augenblicke müssen auch schrecklich gewesen seyn. Gott richte den Buben, — setzte er langsam hinzu — der sie hervorbrachte — er strafe ihn bald, sonst wird er uns Alle noch verderben!

Das soll er nicht! — rief Heinrich laut — Laß nur erst meinen Arm heil seyn, laß den Henker nur erst wiederkommen, soll's der Donner! ich nehme ihm die Unterschrift noch ab — ich beschütze Dich und Margarethen!

Er hob darauf den Mantel von dem Boden, warf ihn um seine Schultern und ging mit dem Freunde fort nach der Stadt und hin in des Bürgermeisters Haus. Hier suchten nun Beide den unruhigen Vater zu trösten. Margarethe verband Heinrich's Arm — aber sein Herz brannte schmerzlicher dabei als die Wunde. Doch blieb er gefaßt, vermied Margarethen's Augen und redete fast nur mit seinem Freunde oder mit dem Vater. Kam zuweilen Margarethe und konnte er dem Gespräche mit ihr nicht ausweichen, dann stockte er nicht selten und schlug erröthend die Augen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

M o r g e n f ü h l.

O Morgenföhl!

Wie hält dein weißer Arm mich süß umfassen,
Wie frischt dein Kuß die schlaferglühten Wangen,
Wie saugt die Brust aus deines Arhems Weben
Sich neues Leben!

O Morgenföhl!

Du kräft'ges Kind, in Tageswehn geboren,
Du hast der Schatten düst'res Reich beschworen,
Es kränzt dein Hauch erblaster Sterne Flimmer
Mit roßgem Schimmer.

O Morgenföhl!

In deines Meeres dustumrauschten Wogen
Versank auch mir der Träume Strahlenbogen,
Er täuschte süß — du willst statt Traumessblüthen
Mir Wahrheit bieten.

Gustav Treumund.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Dresdener Bühnen-Chronik.

(Fortsetzung.)

Raupach konnte uns auch nie bei der Wahl einer Fabel genug thun, die nichts als den unseligen Gräuel der Knechtschaft enthüllt, aus deren Fesseln wir den Helden des Stückes (den Maler Isidor) sich nicht entziehen, sondern unter den fürchterlichsten Seelenleiden verschmachten sehen. Dadurch hinterläßt sein Stück einen Haupteindruck, den wir nie aus der Tragödie mit hinwegnehmen dürfen; wir wenden den Blick von der gesunkenen Gardine nicht tief erschüttert, sondern empört hinweg. Wohl haben die alten Tragiker in ihren Stücken dem Volke oft das Schrecklichste sehen lassen, die Eumeniden des Aeschylus waren so schaudererregend, daß ein alter Biograph dieses Tragikers behauptet, Kinder hätten bei der Vorstellung vor Schreck den Geist aufgegeben und Frauen Fehlgeburten gethan, allein das Schreckliche trug bei ihnen stets das Gepräge des Hoherhabenen, die Seele mit heiligem Schauer Erfüllenden, und nur dieses Gefühl des heiligen Schauers nahm der Grieche mit nach Hause. — Der Wechselmord der Brüder (Isidor's und des Fürsten Wolodimir's) hat auf diesen unangenehmen Haupteindruck eben so wenig Einfluß, als der Grieche das Thebanische Brüderpaar auf seiner Bühne mit Widerwillen fallen sah. Dieser Wechselmord der Brüder beruhigt uns vielmehr einigermaßen, denn wir fühlen innig, Beide müssen sterben, Isidor, weil die Blume seines Lebens nun einmal unheilbar vergiftet ist, der Fürst, weil wir den Gedanken nicht ertragen würden, ihn im Besitze Olga's zu wissen. In keinem seiner übrigen Stücke hat Raupach einen so großen Fleiß auf die Ausführung der Charaktere, die er in der That kräftig aus dem Leben gegriffen hat, verwendet, als in unserm Stücke, das unverkennbar eine sehr genaue Kenntniß des russischen Volklebens und National-Charakters, so wie der russischen Geschichte verräth. Der Fürst Wolodimir ist ein ächter National-Russe aus einer Zeit, die noch nicht allzuweit hinter uns liegt; der stolze Knias, der Herr von vielen tausend seiner Willkür überlassenen Seelen, auf den die Bildung und milde Sitte des Auslandes noch keinen wohlthätigen Einfluß gehabt hat, dessen Leidenschaften, die er unter Knechten, den willenlosen Spielbällen seiner rohen Launen, nie zu zügeln hatte, eine thierische Excentricität angenommen haben. Bei allen dem zieht sich der Grundton einer natürlichen Gutheit durch den Charakter des Fürsten, dessen Liebe zur Gräfin Olga nur seinen übrigen Leidenschaften gleichsieht und als eine rein sinnliche Liebe die Folie zu Isidor's schwärmerischer Seelenneigung für die Gräfin abgibt. Diese und Isidor stehen neben dem Fürsten als Pflanzen, die in milderem Boden die Spuren ihrer Muttererde verloren haben. Vom Hauche der göttlichen Kunst angeweht, die Beide zusammenführte, haben sie einen sehr interessanten, schwärmerischen Anstrich, und ihre durch diese Kunstschwärmerei entstandene Neigung zu einander hat durch sie eine sehr wohlthuende Zartheit bekommen, die bei den sonderbaren Situationen, in die Beide gerathen, nicht vermist werden könnte. Als vollster Gegensatz zum Herrn, dem Fürsten, steht der Knecht, Ossip, da, der sich in der gewöhnlichen Knechtschaft wie der Fisch im lauen Wasser befindet, der sich gar nicht anders als in Knechtsverhältnissen und außerhalb der Grenzen derselben für sich und seine Bräu-

derknechte kein Heil denken kann. Diesem Charakter, der mit großer psychologischer Wahrheit gezeichnet ist, hat der Dichter alle Fehler und Tügel gegeben, die das Joch der Knechtschaft dem Menschen aufprägt, als kriechende Demuth und Heimtücke, Dummheit und Hinterlist. Wohl fühlend, daß dieser Charakter mit der bloßen psychologischen Wahrheit in der Tragödie kein Glück machen würde, hat ihm der Dichter eine sehr feine poetische Wendung durch die in denselben verwebte Liebe zu Arinien gegeben. Durch sie versöhnt uns der Dichter mit dem Charakter und macht ihn würdig, in die Tragödie verflochten zu werden.

Herr Emil Devrient (Isidor) bringt für die Grundzüge dieses Charakters sehr glückliche Naturgaben mit, denn nichts vermag unser Künstler vermöge seiner Individualität, seines Organs, seines Gesichtes besser auszudrücken als eine über einen Charakter verbreitete hohe Schwärmerei, den wehmüthigen Zug eines tiefen Seelenschmerzes. Seine Darstellung solcher Charaktere ist stets gelungen, wenn ihnen nicht etwa neben diesen Grundzügen auch noch ein gewisser höherer Grad von geistiger Kraft unumgänglich erhalten werden muß. Diese Beimischung vermag Herr Devrient solchen Charakteren nicht in hinlänglicher Maße zu geben. Wir wollen dadurch nicht entfernt behaupten, daß es unserm hochverehrten Künstler, dem Stolz unserer Bühne, selbst an einem höheren Grade geistiger Kraft fehle, sondern seine bei Darstellung solcher Charaktere wie in die Form des wehmüthigen Schmerzes und der Schwärmerei gegossenen Gesichtszüge vermögen es nur nicht, dieser Form in den Momenten, wo es nöthig ist, vollkommen zu entschieben. Eine zu geringe Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln hält das Streben Hrn. Devrient's oftmal gefangen. Eine Folge davon ist, daß die Darstellung des Tasso bei dem ausgezeichneten Fleiße, den der Künstler auf sie verwendete, uns nicht vollkommen befriedigen konnte. Dagegen ist sein Isidor eine höchst gelungene Leistung, denn hier begnügen wir uns mit dem bloßen Schwärmer. Der Maler Isidor ist ein ganz Anderer als der unsterbliche Tasso. Dem Letztern raubt der Mangel hinreichender geistiger Kraft einen wesentlichen Theil des Interesses; der Maler Isidor interessiert uns schon hinlänglich mit seiner schön gehaltenen Schwärmerei, seinem uns im Innersten ergreifenden Schmerze. Wir wünschten nur, daß Herr Devrient hier und da die Schwärmerei den Schmerz überflügeln ließe. Dies gilt vor Allem von der Scene, wo der entartete Bruder den Maler Isidor, um ihn in sein Nichts zurückzuschmettern und in den Augen Olga's zu erniedrigen, in Jäger-Livree einkleiden läßt. Hier darf sich der Darsteller nur bis zum Augenblicke, wo Isidor den Entschluß, sich einkleiden zu lassen, faßt, ganz dem Schmerze hingeben; dann muß die Schwärmerei auf Augenblicke den Schmerz verdrängen, wir müssen Isidor im schwärmerischen Hochgeföhle empfinden sehen, daß kein Kleid den inneren Werth des Menschen rauben, daß sein Bruder ihn nicht erniedrigen kann. Dieser Genuozhung bedarf der Zuschauer durchaus in diesem für den Schauspieler ungemein kritischen Augenblicke; er muß sich das wohlthätige Gefühl verschaffen können, daß des boshaften Bruders Absicht nicht erreicht ward, daß Isidor's Schwärmerei dem Unglücklichen, während seine Seele tödtlich verwundet wurde, als heilender Engel zur Seite stand.

(Die Fortsetzung folgt.)